



**WESTERN  
LEGENDEN**

# SAN PEDRO RIVER

**DIETMAR KUEGLER**

**BLITZ**

Roman

# WESTERN LEGENDEN



**In dieser Reihe bisher erschienen**

- 9001 Werner J. Egli **Delgado, der Apache**  
9002 Alfred Wallon **Keine Chance für Chato**  
9003 Mark L. Wood **Die Gefangene der Apachen**  
9004 Werner J. Egli **Wie Wölfe aus den Bergen**  
9005 Dietmar Kuegler **Tombstone**  
9006 Werner J. Egli **Der Pfad zum Sonnenaufgang**  
9007 Werner J. Egli **Die Fährte zwischen Leben und Tod**  
9008 Werner J. Egli **La Vengadora, die Rächerin**  
9009 Dietmar Kuegler **Die Vigilanten von Montana**  
9010 Thomas Ostwald **Blutiges Kansas**  
9011 R. S. Stone **Der Marshal von Cow Springs**  
9012 Dietmar Kuegler **Kriegstrommeln am Mohawk**  
9013 Andreas Zwengel **Die spanische Expedition**  
9014 Andreas Zwengel **Pakt der Rivalen**  
9015 Andreas Zwengel **Schlechte Verlierer**  
9016 R. S. Stone **Aufbruch der Verlorenen**  
9017 Dietmar Kuegler **Der letzte Rebell**  
9018 R. S. Stone **Walkers Rückkehr**  
9019 Leslie West **Das Königreich im Michigansee**  
9020 R. S. Stone **Die Hand am Colt**  
9021 Dietmar Kuegler **San Pedro River**  
9022 Alex Mann **Nur der Fluss war zwischen ihnen**

*Dietmar Kuegler*

# **San Pedro River**



**BLITZ**

**Diese Reihe erscheint in der gedruckten Variante als limitierte und  
exklusive Sammler-Edition!**  
**Erhältlich nur beim BLITZ-Verlag in einer automatischen Belieferung  
ohne Versandkosten und einem Serien-Subskriptionsrabatt.**  
**Infos unter: [www.BLITZ-Verlag.de](http://www.BLITZ-Verlag.de)**

© 2020 BLITZ-Verlag, Hurster Straße 2a, 51570 Windeck  
Redaktion: Jörg Kaegelman  
Titelbild: Rudolf Sieber-Lonati  
Umschlaggestaltung: Mario Heyer  
Logo: Mario Heyer  
Satz: Harald Gehlen  
Alle Rechte vorbehalten  
ISBN 978-3-95719-531-9

**Dieser Roman ist als Taschenbuch in unserem Shop erhältlich!**

## 1. Kapitel

Er ritt über die spärlich mit Gras bewachsenen Hügel und sah die sandigen Ufer des Aravaipa-Flusses vor sich. Er war ein großer, breitschultriger Mann in groben Baumwollhosen und einem weich gegerbten Lederhemd mit Fransen an den Nähten. Seine Füße steckten in Mokassins, um den Hals hatte er sich ein verwaschenes rotes Tuch gewunden.

Unter dem breitrandigen, zerbeulten Sombrero, den er auf dem Kopf trug, quoll langes blondes Haar hervor. Das und seine Augen, die von lichtigem Blau waren, kontrastierten scharf mit seinem dunklen, bronzehäutigen Indianergesicht.

Er saß geschmeidig im Sattel eines riesigen Appaloosa-Hengstes, locker und kraftvoll zugleich. Wer ihn ansah, spürte die Wildheit, die von ihm ausging.

Die Sonne hatte den Zenit erreicht, ein paar Wolken kreuzten den brennenden Horizont. Von Südwesten strich ein schwüler Windhauch über den Fluss.

Er sah auf dem anderen Ufer die lang gestreckte, von Hügeln gesäumte Ebene, an deren Westende Wagen und Pferde zu sehen waren. Menschen bewegten sich hin und her.

Der Reiter trieb den Appaloosa an und ritt auf eine Furt des San Pedro River zu. Der Fluss war flach, das Wasser reichte nicht einmal bis zu den Steigbügeln. Der Hengst durchquerte ohne größere Anstrengung den Fluss und trabte am anderen Ufer die Böschung hoch.

Plötzlich stand wie aus dem Boden gewachsen ein Soldat

vor ihm. Er hielt ein langläufiges Springfield-Gewehr in den Fäusten, blickte zu dem Reiter hoch und registrierte seine dunkle Haut und den indianischen Schnitt seines Gesichts.

„Sie dürfen hier nicht durch.“

Der Reiter beugte sich vor. „Warum?“

„Das Gelände ist heute gesperrt.“

Der Reiter blickte über den Soldaten in der staubigen, durchgeschwitzten Uniformbluse der US-Infanterie hinweg. Er sah hier und da Zeltstangen und zerfetzte Decken im Gras liegen, auch Reste von Wickiup-Gerüsten. Alles trug Spuren der Witterung. Weite Teile des Graslandes waren verbrannt, die dunklen Flecke waren unübersehbar. Unweit des Flussufers bemerkte der Reiter neben einem Sagebusch Skelettknochen, die von der Sonne gebleicht waren.

„Ist der General da?“, fragte der Reiter.

Der Soldat runzelte die Stirn.

„General Howard?“

„Ja“, sagte der Soldat. „Aber ...“

„Ich bin Mato“, sagte der Reiter. „Der General erwartet mich.“

„Ach Sie sind der ...“ Der Soldat stockte und lief rot an.

„Was bin ich, Trooper?“

„Der – der Mann, von dem der General gesprochen hat.“ Der Soldat trat hastig zur Seite. „Reiten Sie dorthin, wo die Wagen stehen.“

Mato ritt an dem Posten vorbei. Er war es gewöhnt, dass seine Erscheinung Überraschung auslöste und seine Hautfarbe meistens Unwillen erregte. Er hatte sich so sehr daran gewöhnt, dass er es kaum noch beachtete.

Der Wind frischte etwas auf, als er über das von Brandflecken und Zerstörung gezeichnete Land ritt. Noch vor einem Jahr hatten hier Menschen gelebt. Pinal- und

Aravaipa-Apachen, die gewillt gewesen waren, in Frieden zu leben, die sich freiwillig hier angesiedelt hatten und versucht hatten, sich mit den weißen Siedlern der Gegend und der Armee zu arrangieren. Bis zu jenem Tag im Frühjahr, als das alles vorbei gewesen war.

Mato bemerkte Grabhügel dicht am Fluss. Überall sah er jetzt bleichende Knochen im Gras, zerbrochene Werkzeuge, verrostete Messer, zerborstene Töpfe und Kochgeräte, Kleidungsstücke und zerrissenes Sattelzeug.

Die Umrisse des einstigen Aravaipa-Lagers waren noch gut zu erkennen. Auf den Hügeln ringsum waren Armeeposten aufgestellt. Mato ritt an den alten Feuerstellen vorbei. Die Feldsteine, aus denen sie errichtet worden waren, waren noch rußgeschwärzt.

Unweit der Wagen zügelte Mato seinen Hengst und glitt aus dem Sattel. Er rückte das Holster rechts mit dem langläufigen Peacemaker-Colt ein wenig vor und bewegte sich auf die Fuhrwerke zu. Sie trugen den Armeestempel an den Seitenbracken. In einiger Entfernung lagerten Soldaten.

Ein paar Apachen standen in der Nähe herum, kleinwüchsige, breitschultrige aber ausgemergelt wirkende Männer, trotz der Hitze in grobe Kaliko-Decken gehüllt. Sie wirkten apathisch und starrten über den Fluss, als sähen sie etwas, was gar nicht mehr da war.

Mato sah zwischen den drei großen Wagen einen hochgewachsenen, weißbärtigen Mann mit zerfurchtem Gesicht stehen. Sein rechter Ärmel war an der Uniform festgesteckt, er war leer. Die breite Krempe des Armeehutes beschattete seine hohe Stirn.

Neben ihm stand ein schlanker Offizier in Lieutenant-Uniform und redete, während er gleichzeitig mit beiden Armen gestikulierte.



Mato blieb hinter ihnen stehen. Er schob sich den Sombrero ein Stück in den Nacken.

„General Howard?“

Der Einarmige wandte sich um. Er blickte Mato prüfend an. Dann streckte er die linke Hand aus. „Sie müssen Lorne Mato sein.“

Mato ergriff die Hand und war überrascht, wie fest sein Händedruck erwidert wurde.

„Ich bin froh, dass Sie da sind“, sagte Howard.

„Ihr Telegramm hat mich in Prescott erreicht“, erwiderte Mato. „Ich wollte einen Tag später nach Norden aufbrechen.“

„Ich habe in drei verschiedene Städte telegraphiert“, sagte Howard. „Ich hätte wahrscheinlich überall hin telegraphiert, um Sie zu erreichen.“ Er zeigte auf den Lieutenant neben sich.

„Das ist Lieutenant Royal Whitman.“

„Freut mich, Sie kennenzulernen, Mato“, sagte Whitman.

Mato blickte Whitman in die Augen. Er hatte schon viel von ihm gehört. Whitman hatte sich sehr für die Apachen eingesetzt und damit seine Karriere ruiniert. Er war seit Jahren nicht mehr befördert worden und hatte schon einige Male vor Militärgerichten gestanden.

„Sie wissen, was hier, an dieser Stelle, geschehen ist“, sagte Howard.

„Ungefähr“, erwiderte Mato. „Korrigieren Sie mich, wenn ich mich irre: Voriges Jahr im Frühling gab es in der Nähe von Tucson einige Apachenüberfälle. Die Bürger von Tucson behaupteten, es handle sich bei den Kriegern um die Leute Eskiminzins, die hier angesiedelt waren. Etwa um dieselbe Zeit wie jetzt, also Ende April, ritt die Miliz von Tucson hierher und griff das Camp an.“

„Es waren präzise sechs Amerikaner“, sagte Lieutenant

Whitman, „zweiundvierzig Mexikaner und über neunzig von den christianisierten Papagos aus der Nähe von San Xavier. Sie wurden dafür bezahlt.“

„Von den Hügeln über dem Fluss eröffneten sie das Feuer“, sagte Mato. „Das Lager schlief noch. Es dauerte nicht sehr lange, dann waren alle Aravaipas, die nicht davonlaufen konnten, tot. Meistens Frauen und Kinder, über hundertvierzig Menschen.“

„So ist es“, sagte Whitman. „Sie haben gewütet wie die Wilden. Die Verwunderten wurden mit Keulen erschlagen, halb tote Frauen vergewaltigt und dann ermordet. Die Toten wurden skalpiert oder sonst wie verstümmelt, ihnen wurden die Kleider vom Leib gerissen. Ich habe frisch geborene Säuglinge gesehen, die getötet worden waren.“

„Sie brauchen keine Einzelheiten zu erzählen, Lieutenant“, sagte Mato. „Ich kenne mich aus.“

„Eskiminzin ist mit dem Rest seiner Krieger in die Berge geflüchtet und hat sich seitdem nicht mehr sehen lassen“, sagte Whitman. „Viele meinen, dass er auf den Kriegspfad gehen wird, aber ich glaube, er ist ein besonnener Mann, mit dem trotz allem noch zu reden ist. Er weiß auch, dass die Armee nicht schuld an dem Unglück ist.“

„Die Mörder wurden freigesprochen, nicht wahr?“

„Es gab einen Prozess gegen die Führer der Miliz von Tucson, der mit über einhundert Freisprüchen endete“, sagte Whitman. In seiner Stimme schwang ein bitterer Ton mit.

„Präsident Grant ist anderer Meinung“, sagte Howard. „Er hat die Unterlagen der Ereignisse gesehen und mir gegenüber erklärt, dass für ihn diese Aktion blanker Mord war. Er wollte das Kriegsrecht über Arizona verhängen, wenn die Verantwortlichen nicht wegen Mordes vor Gericht gestellt werden. Aber der Prozess war eine Farce; eine

reine Formsache. Nicht einmal der Präsident kann Gerichte beeinflussen.“

Howard blickte an Mato vorbei über das Schlachtfeld. Seine Augen waren schmal und grau wie die eines alten Falken. Seine scharf geschnittenen Züge wirkten noch düsterer als vorher.

Die Apachen, die Mato gesehen hatte, setzten sich nun in Bewegung und gingen langsam zum Fluss hinunter. Sie wanderten am Ufer des San Pedro River entlang und verschwanden aus dem Blickfeld der Männer.

„Hat die Sache voriges Jahr etwas damit zu tun, dass Sie mich gesucht haben?“, fragte Mato.

„Ja“, sagte Howard. „Ich habe viel von Ihnen gehört. Sie haben für Crook gearbeitet.“

„Ein paar Mal“, sagte Mato. „Ich würde am liebsten nichts mehr mit ihm und der Armee zu tun haben. Ich habe lange gezögert, nachdem Ihr Telegramm mich erreicht hatte, ob ich überhaupt hierher reiten sollte.“

„Ich hörte schon, dass es Differenzen zwischen Ihnen und Crook gegeben hat“, sagte Howard.

„Keine Differenzen“, antwortete Mato. „Wir haben zu verschiedene Ziele. Ich habe für Crook gearbeitet und mir eingebildet, dabei etwas für die Indianer tun zu können. Aber manchmal hatte ich danach den Eindruck, dass Crook jedes Mal von mir noch etwas dazugelernt hatte, um die Indianer noch ein bisschen besser zu begreifen und ihnen noch mehr schaden zu können.“

„Sie werden vielleicht mit Crook in Berührung geraten“, sagte Howard. „Er ist seit Kurzem hier der Departmentskommandant. Ich bin nur im Sonderauftrag des Präsidenten aus Washington hier. Aber Crook ist gegen mich, unter Umständen wird er auch gegen Sie sein, nämlich dann, wenn Sie mir helfen.“

„Um was geht es?“

„Ein paar Aravaipas sind übrig geblieben“, sagte Howard. „Sie wurden gleich nach dem Kampf gefangen.“

Mato runzelte die Stirn. „Ich habe von Kindern gehört.“

„Kinder, richtig“, schaltete Whitman sich ein. „Es haben siebenundzwanzig Kinder überlebt. In der weiteren Umgebung sind dann noch einmal sieben Kinder eingefangen worden. Insgesamt vierunddreißig Kinder. Sie sind seit einem Jahr Kriegsgefangene der Miliz von Tucson.“

„Kinder als Kriegsgefangene? Machen Sie keine Witze, Lieutenant.“

„Leider ist das kein Witz“, sagte Howard. „Die Miliz sieht die Apachen-Kinder als ihre Beute an. Solange der Prozess gegen die Führer der Miliz lief, saßen die Kinder nur in Gefangenschaft. Jetzt wollen die Leute aus Tucson sie als Sklaven nach Mexiko verkaufen. Mit dem Erlös wollen sie sich für die angeblich erlittenen Schäden durch Apachen-Überfälle entschädigen.“

„Crook ist dafür“, sagte Whitman. „Er hatte mich meines Postens enthoben, weil ich dagegen war.“

„Eskiminzin hat sich inzwischen bemerkbar gemacht“, sagte Howard. „Er verlangt die Herausgabe der Kinder, weil sie zu seinem Stamm gehören. Ich halte die Forderung für richtig, aber ich will erst mit den Beteiligten sprechen.“

„Sie können uns helfen“, sagte Whitman.

„Kann ich das?“

„Vielleicht“, sagte Howard. „Es hängt davon ab, wie die Gespräche mit der Miliz von Tucson, mit Crook und mit Eskiminzin verlaufen. Crook steht unter Dampf, weil ich hier bin, weil ich Sondervollmachten habe und ihm übergeordnet bin. Die Fronten sind sehr verhärtet. Ich glaube nicht, dass es zu einer gütlichen Einigung kommen

wird. Ich will Sie für alle Fälle in meiner Nähe haben, um die Möglichkeit offenzuhalten, die Kinder inoffiziell freizukriegen. Es gibt dafür keinen besseren Mann als Sie.“

„Was haben Sie vor?“

„Das kann ich Ihnen erst genau sagen, wenn ich weiß, ob Ihr Einsatz nötig ist.“

„Wo sind die Kinder jetzt?“

„In Camp Grant, meinem früheren Posten“, sagte Whitman.

„In Camp Grant sollen die Verhandlungen stattfinden“, sagte Howard. „Ich wollte vorher die Örtlichkeiten kennenlernen. Deshalb bin ich hier. Noch heute breche ich nach Camp Date Creek im Nordwesten auf. Aber in einem Monat bin ich in Camp Grant. Wenn Sie nichts Unaufschiebbares vorhaben, sollten Sie auch da sein. Ich weiß, für was Sie kämpfen und auf welche Weise. Die Sache ist für Sie wichtig. Glauben Sie mir.“

Mato schwieg.

„Ich will den Kindern unter allen Umständen ersparen, verkauft zu werden“, sagte Howard. „Sie haben ihre Eltern verloren und dabei zusehen müssen, wie sie umgebracht wurden. Das ist schlimm genug.“

„Sie wollen sagen, dass Sie zunächst versuchen wollen, ohne mich eine Lösung zu finden. Sie brauchen mich nur, wenn es gar nicht anders geht.“

„Ja.“

„Sie sind wenigstens ehrlich“, sagte Mato. „Unter Umständen heißt das, dass ich vier Wochen lang umsonst herumsitze.“

„Ich kann Ihnen jetzt keinen festen Auftrag geben“, sagte Howard. „Aber ich bin ziemlich sicher, dass Ihre Hilfe nötig ist.“

„Wir hätten uns nicht um Sie bemüht, wenn wir nicht

damit rechnen würden, Ihre Hilfe zu brauchen“, sagte Whitman.

Mato schwieg. Er schaute über das Schlachtfeld. Der schwüle Wind von Südwesten umfächelte sein hart geschnittenes Gesicht.

Unwillkürlich meinte Mato, den Geruch des Todes noch wahrnehmen zu können, der sich im vorigen Jahr über diese Ebene gelegt hatte.

Was Howard gesagt hatte, klang nicht unbedingt zuverlässig. Aber General Oliver Otis Howard war als ehrlicher Mann bekannt.

Er hatte im Bürgerkrieg in der Schlacht von Fair Oaks seinen rechten Arm verloren, als er sein Regiment in die vorderste Frontlinie geführt hatte. Schon lange davor war er wegen seiner tiefen Religiosität als der *Bibel-Howard* bekannt geworden.

Mato dachte, dass er im Grunde keine Zeit zu verlieren hatte. Die Sache der Indianer stand überall schlecht, nicht nur hier unten im Südwesten, obwohl die Kämpfe hier schon zu furchtbaren Gemetzeln ausgeartet waren.

Mato brauchte immer mehr Geld für seine Freunde in Washington, um zu verhindern, dass die Ausschüsse von Kongress und Senat die Schrauben in der Indianerpolitik noch schärfer anzogen. Er musste Geld verdienen, durfte nicht auf einen Auftrag warten, den er nicht einmal genau kannte und den er womöglich nie erhalten würde. Es wäre nicht nur für ihn verlorene Zeit, sondern auch für die indianische Sache.

Aber dann dachte er an die vierunddreißig Apachenkinder, denen ein Leben in Sklaverei drohte.

Es gab Dinge, die getan werden mussten.

Mato blickte Howard an. Er sagte: „Ich bin in spätestens vier Wochen in Camp Grant.“

Howards Augen strahlten, ein Leuchten glitt über sein zerfurchtes Gesicht. Mato bemerkte die ehrliche Freude bei Lieutenant Whitman.

„Ich habe mich nicht getäuscht“, sagte Howard. „Als ich Washington verlassen habe, habe ich mir immerzu den Kopf zerbrochen, was ich tun kann. Mir ist ständig Ihr Name eingefallen, wenn ich an die Kinder gedacht habe. Lieutenant Whitman war auch der Meinung, dass wir auf Sie zählen können.“

„Wir sehen uns in Camp Grant, General“, sagte Mato. Er drückte erst Howard die Hand, danach Whitman. Langsam drehte er sich um und ging zu dem Appaloosa zurück.

Als er sich in den Sattel schwang, meinte er, den Lärm des Massakers zu hören, das hier stattgefunden hatte. Er schloss die Augen und sah für Sekunden Frauen und Kinder verzweifelt umherhetzen und getroffen stürzen. Er hörte sie schreien, sah Krieger flüchten und Männer mit Gewehren über die Hügel laufen, die auf alles schossen, was sich bewegte.

Es dauerte nicht lange. Mato packte die Zügel fester. Er hatte viel gesehen und erlebt. Dinge, wie sie hier geschehen waren, kannte er nur zu gut. Es hatte keinen Sinn, sich lange damit aufzuhalten. Das, was geschehen war, ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Es konnte nur noch darum gehen, die weiteren Folgen solcher Verbrechen zu lindern. Rache war meistens sinnlos. Die Vergangenheit war nicht zu ändern. Es musste etwas für die zukünftige Entwicklung getan werden. Das war das Ziel, das er sich gesteckt hatte.

Mato trieb Eagle an und ritt über das Schlachtfeld, auf dem über 140 nahezu waffenlose Aravaipa-Frauen und -Kinder gestorben waren, auf die Furt des Creek zu.

Als er sich einmal umwandte, sah er General O. O. Howard

einen Wagen besteigen, während Lieutenant Whitman die Eskorte zusammenrief.



## 2. Kapitel

Die Hütte war aus luftgetrockneten Lehmziegeln erbaut. Sie hatte ein flaches Strohdach und zwei winzige quadratische Fenster. Es war heiß und stickig im einzigen Raum der Hütte, die Luft war wie ein Brei und stank nach Schweiß und Urin. Durch die engen Fenster drang wenig Licht, und die Luft konnte nicht zirkulieren, denn es ging nur ein schwacher Wind. Dagegen brannte die Sonne gnadenlos auf die Hütte herunter. Auf dem Fußboden aus gestampftem Lehm lagen Strohsäcke und fleckige Decken. Darauf saßen, hockten oder lagen die Kinder.

Mato sah die schmalen, eingefallenen braunen Gesichter mit den tief liegenden Augen. Sie starrten ihm ohne Interesse entgegen. Sie wirkten lethargisch und abgestumpft. Mato war betroffen.

In einer Ecke saß ein Mädchen von höchstens zwölf Jahren und hielt einen vielleicht zweijährigen Jungen in den Armen. Der Junge wimmerte leise. Das Mädchen wiegte ihn schweigend hin und her. Aber das Wimmern erfüllte die Hütte mit nervtötender Monotonie, ohne dass eines der anderen Kinder es überhaupt zu bemerken schien.

„Sie sind seit gut einem halben Jahr hier“, sagte Whitman. Er stand neben Mato auf der Türschwelle der Hütte. „Die Miliz wollte sie sofort verkaufen und hatte sich schon mit einigen mexikanischen Familien geeinigt. Dann haben wir die Kinder ’rausgeholt, damit eine höhere Instanz diesen Fall behandeln kann.“

„Das ist ein Rattenloch“, sagte Mato. „Ich würde mein Pferd nicht einmal in einen Stall stellen, der so aussieht.“

Wenn die Kinder noch lange hierbleiben, werden sie eingehen wie krankes Vieh.“

„Ja“, sagte Whitman. „Deshalb ist die Sache eilig.“

Er drehte sich um. Vor der Tür stand ein Mann mit einer Winchester in der Armbeuge. In seinem linken Mundwinkel hing eine Zigarette. Er blickte an Whitman vorbei und taxierte Mato.

„Bringen Sie das Halbblut weg, Lieutenant“, sagte er. „Er hat genug gesehen.“

„Das geht Sie gar nichts an“, erwiderte Whitman.

„Ganz ruhig, Lieutenant. Die kleinen Rothäute gehören uns, der Miliz von Tucson.“

„Sie sind hier in Camp Grant“, sagte Whitman. „Hier befehle ich.“

„Nicht uns“, sagte der Mann. „Wir wissen, wie es um Sie steht. Sie werden hier nicht alt. Also spielen Sie sich nicht so auf. Sowie der Zauber hier vorbei ist, werden Sie sowieso wieder ihre Koffer packen müssen. General Crook hat es in Tucson selbst erzählt.“

Der Mann grinste. Whitman lief rot an, blieb aber ruhig. Ein zweiter Mann stellte sich neben den ersten. Er trug ein fleckiges grünes Hemd, das ihm offen über den Gürtel hing. Er hatte die Daumen hinter den breiten Patronengurt gehakt und blickte Whitman und Mato herausfordernd an.

Mato musterte die beiden kühl. Er sagte: „Wahrscheinlich hausen sie selbst in solchen Löchern. Deswegen wissen sie nicht, wie Menschen wohnen.“

„Was willst du damit sagen, Bastard?“ Der Erste hob die Winchester ein wenig an. Er tat einen Schritt auf Mato zu.

„Nimm das Gewehr weg“, sagte Mato. Er blickte den Mann starr an. Der andere konnte dem Blick nicht standhalten. Er senkte den Kopf und nahm das Gewehr herunter.

Whitman setzte sich in Bewegung und ging an den Milizposten vorbei. Mato folgte ihm.

Der zweite Mann schob sich plötzlich vor. Mato bemerkte es aus den Augenwinkeln. Als der Mann ihm ein Bein stellen wollte und gleichzeitig mit der rechten Faust ausholte, wich Mato aus, duckte sich und schnellte herum.

Er unterlief den Hieb des anderen und rammte ihm beide Fäuste mit der Wucht eines Huftritts gegen die Brust.

Der Posten stieß einen gurgelnden Laut aus und kippte rücklings zu Boden.

Der erste Mann sprang auf Mato zu und hob das Gewehr wieder an. Mato ließ sein rechtes Bein hochfliegen. Er erwischte den Mann an der linken Hüfte. Der Bursche verschluckte die Zigarette fast. Er torkelte zur Seite. Mato setzte nach, packte das Gewehr am Lauf und riss es ihm aus den Fäusten. Er hob es hoch und schmetterte es gegen die Wand der Hütte, in der die Apachen-Kinder gefangen waren. Das Kolbenholz splitterte, das Röhrenmagazin verbog sich leicht.

Mato ließ die Waffe fallen und wirbelte herum. Whitman hinter ihm hatte etwas gerufen. Mato sah, dass der Mann im fleckigen Hemd wieder auf den Beinen stand und nach seinem Revolver griff.

Als er die Waffe halb aus dem Holster hatte, zog Mato bereits den Hammer seines Peacemakers zurück.

Das metallische Klicken ließ den anderen erstarren. Aus geweiteten Augen blickte er Mato an.

Mato stand breitbeinig da. Der langläufige Revolver lag ruhig in seiner Faust. Die blauschwarze Brünierung schimmerte matt im grellen Sonnenlicht.

„Das wirst du noch bezahlen“, sagte der Mann leise. Er ließ den Griff seines Revolvers los. Der andere stand zusammengekrümmt da, die Hände auf seine linke Hüfte